

RICHARD DINDO

Da ist jene Lehrerin in La Higuera, einem kleinen Dorf in Bolivien, die Señor Guevara einen Teller mit Essen bringt und kurz darauf, als sie Schüsse hört, ins Klassenzimmer eilt, in dem Che gefangen gehalten wurde. Sie steht vor dir – ich glaube, sie hat sich eigens für die Filmaufnahmen gut angezogen – und erzählt dir mit verhaltener Emotion, was sie gesehen hatte. Du, Richard Dindo, hast diese Frau aus dem Volk in eine ergreifende historische Gestalt verwandelt.

Und all die anderen Personen, die du mit grösster Achtsamkeit porträtiert, die Eltern von Dani, Michi, Renato und Max, oder jene Schweizer, die im Spanischen Bürgerkrieg gekämpft hatten, jene naiven Maler aus der Ostschweiz, jene drei Frauen an der Schwelle zwischen Leben und Tod, und genauso jene anderen, die die Welt der Lebenden schon verlassen haben, als du dich ihnen zuwendest, Ernst S., Charlotte Salomon, Breytan Breytenbach, Max Haufler, Paul Gaugin, Henri Matisse, Arthur Rimbaud und so viele andere, deren Leben, künstlerisches Schaffen und politisches Engagement du erkundest, und deren Texte und Zeugnisse du alle mit bemerkenswerter Gründlichkeit und Hartnäckigkeit liest. Ein unermüdlicher Leser warst du, Tausende von Büchern hast du gelesen. Und stets stand dein intellektueller und emotionaler Weg im Zentrum des Textes, des grossen Textes der Welt – in Anlehnung an Walter Benjamin: «Es ist niemals ein Dokument der Kultur, ohne zugleich ein solches der Barbarei zu sein.» Du wusstest es.

Du hast es verstanden, dich in diese Persönlichkeiten hineinzusetzen, jenseits des Genres des akademischen Dokumentarfilms, und in manchen Fällen hast du Schauspielerinnen und Schauspieler eingesetzt, um das Ausmass von

aussergewöhnlichen, schmerzhaften Schicksalen fassbar zu machen. Existenzen, die von der Brutalität der Welt auf die Probe gestellt wurden und auf der Suche nach der nötigen Energie waren, um darin zu leben, zu überleben.

Dindo, ein Dokumentarfilmer? Am Telefon meldetest du dich jeweils mit: «Hallo, hier Richard Dindo, Filmemacher!» Dann konnte das Gespräch beginnen.

Welch selbstverständliche Präsenzen, welches Talent, mit dem du in deinen Cadrages, deinen Einstellungen, deinen Montagen Frauen wie Sabeth und Hanna eingefangen hast, die tragischen Heldinnen in Homo Faber, oder Mounia Raoui, die junge Palästinenserin, die uns durch den grossartigen Text von Jean Genet führt, wie sie durch einen Olivenhain schreitet, wo das Zirpen der Grillen mit dem Requiem von Mozart verschmilzt, oder Bashô, getragen von der rhythmischen Meditation seiner Haikus in der fließenden Bewegung der Jahreszeiten, bis hin zu deiner letzten, leichteren, tänzerischen, gesungenen und gejodelten Begegnung mit Barbara Klossner, von der du mir eine Montage für einen Film zugesandt hast, der wieder einmal deine Geduld strapazierte, weil die Instanzen keinen Produktionsbeitrag leisten wollten.

Wenn das Gedächtnis, im Gegensatz zur Erinnerung, aus Fragmenten, Ablagerungen, Vorsprüngen und Vergessen besteht, aus Wahrheiten, die zwangsläufig durch die tiefliegenden Strömungen des Unbewussten geformt worden sind, so kann man sagen, dass du, Richard Dindo, derjenige bist, der mit politischer und poetischer Intelligenz die Erzählungen des Gedächtnisses entwirft. Diese Geschichten ordnen die Unordnung darin und befruchten Überlegungen in Bezug auf die unergründlichen Abgründe der Gewalt, der Ungerechtigkeit und des Chaos. Geschichten, die zu erzählen du nie müde wurdest, und die von so vielen

Misserfolgen, von Verrat, fassungsloser Verlassenheit und verhöhnten Utopien berichten, und manchmal von ungeahnter Schönheit.

Als zeitgenössischer Kunstschaffender hast du es verstanden, die undurchsichtigen Bereiche der audiovisuellen Kommunikationsströme zu durchbrechen, indem du sie mit Lichtstrahlen, überzeugenden Wahrheiten und politischen wie poetischen Aussagen durchsetzt hast. Du hast die Zeit des Alltags angehalten, um dem dumpfen, hartnäckigen Pochen der Texte, der Stimmen und Körper zu lauschen, die von jenem Lebensüberdruß erfasst werden, der sich im geheimsten Inneren des Menschen festsetzt und tödlich sein kann – deine Begegnung mit Franz Kafka ist ein schmerzhaftes Beispiel dafür.

Deine Intelligenz und Feinfühligkeit schlossen blinde Wutausbrüche nicht aus – du konntest gegen gewisse Leute wettern, jene Funktionäre, Kritiker oder Institutionen für die Produktionsförderung, die dir kein Gehör schenkten, wie du sagtest, kurz, du hast dich manchmal übertrieben und –selten! – sogar mutwillig erhitzt.

Vor einiger Zeit (im November 2024) haben wir während eines Gesprächs an der Volkshochschule Zürich einen intensiven gemeinsamen Moment erlebt, du und wir, die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Filmsalons, während wir Szenen aus deinen Filmen ansahen. Du warst berührt, verlegen, den Tränen nahe, als du uns alle um deine Arbeit herum versammelt sahst, voller Achtung vor deinem radikalen Bewusstsein und deinem Engagement, mit dem du während fünf Jahrzehnten Filme gemacht hast.

Wir haben gemeinsam gespürt, wie sehr deine Bildung und deine grosszügige, anspruchsvolle Haltung deinen Figuren und deinem Publikum gegenüber eine

dialektische – der Begriff Dialektik war dir wohlvertraut – Art der privilegierten
Versöhnung waren, ein Versuch, sich mit dem Leben auszusöhnen.

Dann bist du schnell weggegangen, um die Montage eines Films fertigzustellen und,
zuversichtlich und nicht im Geringsten müde, drei Filme in Angriff zu nehmen, die
letzten, wie du dachtest, eine Trilogie über Schriftstellerinnen, glaube ich, die du
unbedingt noch machen wolltest.

Hommage, die am 24. Februar 2025 auf dem Friedhof Le Père Lachaise in Paris
gelesen und hier als Text teilweise angepasst wurde.

Jean Perret

2. März 2025

Übersetzt von Gabriela Zehnder